



Bonifatiusbote

Katholisches Sonntagsblatt
aus dem Bistum Fulda

**Volksfreund, Blätter für volkstümliche Sozialpolitik
und Ratgeber für Landwirtschaft etc.**

Herausgegeben von einem Priester der Diözese Fulda. — Druck und Verlag der Fuldaer Actendruckerei in Fulda.

Nr. 48. Sonntag den 29. November 1914. 31. Jahrg.

Der Bonifatiusbote kostet vierteljährlich 50 Pfg. Bei der Post 60 Pfg. ohne Bestellgeld. Inserate die einseitige Colonetzelle oder deren Raum 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechend Rabatt. Für Offset- und Anzeigen 20 Pfg. extra. In Konkursfällen wird der bewilligte Rabatt hinsichtlich Erfüllungsort (das Einlegen von Forderungen ist Julia Annahme bis Mittwoch 10 Uhr vorm. Größere Anzeigen erbitten wir uns tags vorher.

Inhalt: Wochentalender. — In gleichem Schritt. — Aus dem Reinerde der Woche. — Zwei Lese des Weltkrieges. — Zurück zu Gott. — Der Krieg und die Christlichen. — Nach der Schlacht. — Vier Worte. — Heldenhafte Nächstenliebe. — Der Krieg als Erzieher. — Mahnung. — Neue Frauenausgaben auf dem Gebiete der Mode. — Haltet sie in Ehren. — Ein altschriftlicher Tronbrief. — A. genbild-Bilder. — Am Grabe unserer Väter. — Spitzer.

Wochentalender.

Sonntag, 29. Nov., 1. im Advent. Saturnus, Martyrer.
Montag, 30. Nov., Ananias, Apostel.
Dienstag, 1. Dez., Vom Tage; Silvanus.
Mittwoch, 2. Dez., Sibilla, Jungfrau u. Martyrerin.
Donnerstag, 3. Dez., Franziskus Xaverius, Bekenner.
Freitag, 4. Dez., Barbara, Jungfrau u. Martyrerin.
Samstag, 5. Dez., — — — — —, Bekenner. Sabbat, Abt.

In gleichem Schritt.

Siehst du die Adventglocken? Sie verkünden die frohe Botschaft von Jesus, der den Schrei der Väter erhört, die Verheißungen der Propheten erfüllt, dem Fluch ein Ende gemacht, dem Menschengeschlechte Erlösung verschafft, der als Kind in die Welt eintrat, der als Lehrer und Wunderthäter die Straßen Jerusalems durchzog, als Opferlamm am Kreuze starb, zur Rechten des Vaters die Geschichte der Völker lenkt, mit mächtiger Hand die Steuer der Kirche führt, den gläubigen Seelen Licht und Gnade spendet, als gewaltiger Richter auf den Wolken des Himmels kommen wird, um das Urteil zu sprechen über Gute und Böse.

Lauter aut-ritam dem Glockenspiel des ersten Adventsonntages und höre, ob nicht ein lieber, freundlicher Ton hineinlingt in den vollen Akkord. Der Heiland lehrt das diesen Ton angeschlagen, um lieblich tönt sein Echo durch alle Teile der Messe und des kirchlichen Sündengebetes: ich meine das Vertrauen, das frohgemute kindliche, seltenste Vertrauen auf den lieben Gott und seine Fügungen.

Ja aber das Evangelium nicht dazu angetan, unser Herz mit Schrecken zu erfüllen und unsere Glieder mit Furcht zu vermalmen? Ist es doch ein schauderlaster Gemälde, das der Heiland entwirft vom Belende und seinen Vorzeichen: es werden Zeichen geschehen an der Sonne, dem Mond und den Sternen: auf Erden große Angst unter den Völkern wegen des ungestümen Rauens des Meeres und der Fluten; ja die Menschen werden verarmen vor Erwartung der Dinge, die über den ganzen Erdrkreis kommen werden; denn die Kräfte des Himmels werden erschüttert werden. Und auf den Wolken des Himmels wird man den Menschensohn erblicken mit großer Macht und Herrlichkeit.

Allerdings ist dieses Gemälde schrecklich und furchtbar. Wie aber nach einem Gewitter plötzlich der schwarze Wolkenthaier zerbricht und vom blauen Himmel die liebe Sonne und zulächelt, so schließt der Heiland sein düstres Zukunftsbild mit einem Worte der Ermunterung und des Trostes: „Erhebet eure Häupter, denn es naht eure Erlösung.“ Lasset den Mut nicht sinken, will Jesus sagen, wenn jene Dinge schrecklich sind; sie sind nur der Anfang zu eurer Erlösung. Der Schrecken des Gerichtes ist nur für die Sünder die Verstockten, die Unbuhfertigen und die Gottlosen; für euch aber, die ihr an mich glaubet, die ihr mich liebet, die ihr nach meinen Vorschriften lebet, die ihr mein Joch traget, für euch schlägt dann die Stunde der Erlösung, die Stunde der Vergeltung, die Stunde des Feierabends, die Stunde der ewigen Ruhe und Seligkeit.

Ja, erhebet eure Häupter; laßt euch nicht niederdrücken von Sorge und Kleinmut, schaut zuversichtlich zu den Sternen der Vorlesung, übergebet euch willig dem Jügel der göttlichen Weltregierung. Jede Not, jede Trübsal, jede Heimsuchung, wird erleichtert, wird verläßt durch das blinde, unbedingte Vertrauen auf Gott. Ganz nach dem Sinn des Heilandes ist es, wenn die Kirche beim Introitus der heutigen Messe die Worte des Psalms in den Mund nimmt: zu dir erhebe ich meine Seele; mein Gott auf dich vertraue ich; ich werde nicht erröten, und nicht sollen über mich lachen meine Feinde; denn alle, die auf dich vertrauen, werden nicht zu Schanden werden.

Glaube nicht, daß dieses Gebet bloß eine Gefühlsaufwallung Davids gewesen ist, ein blohes Gerede ohne Inhalt und Wahrheit. Im Gegenteil: die Worte bilden das Keisat seines Lebens, den Niederschlag seiner Erfahrung. Wer hat dem Solist das Haupt abgeschlagen? David durch das Vertrauen auf Gott. Ganz Israel war durch den Großsprecher beschimpft und gedemütigt. Weder der breitschultrige Saul noch einer seiner Getreuen wagte es, mit den Riesen anzubinden. David aber, obwohl jung an Jahren und in der Kriegskunst ungeübt, ging beherrzt in den Zweikampf. Und mit welcher Waffe zog er in den ungleichen Streit? Vernehmet es aus seinen eigenen Worten: „Du kommst zu mir mit Schwert und Spieß.“ rief er dem Philister zu, „ich aber komme zu dir im Namen des Herrn der Heercharren, dem du Hohn gesprochen hast; und der Herr wird dich in meine Hand geben und ich werde dich das Haupt

ab schlagen und deinen Reichnam den Vögeln der Himmels geben und den Tieren der Erde, auf daß alles Land wisse, daß ein Gott ist in Israel, und daß diese ganze Gemeinde erahre, daß der Herr nicht rettet durch Schwert oder Spieß.“ Du kennst den Ausgang der Geschichte. David holte aus und tadelte einen glatten Kieselstein gegen den Philister und traf ihn mitten auf die Stirn, daß er niederstürzte wie ein geborstener Turm. Gott war es, der seinem Knecht David die List eingab, der ihm Mut einflößte gegen das Ungeheuer, der den Stein lenkte und ihm ein würdiges Ziel gab in der Stirnhöhle des Spitters, der den Übermut der Feinde zu Schanden machte und das Vertrauen Davids herrlich belohnte.

Ja groß ist die Macht des Vertrauens. ruft der hl. Johannes Chrysostomus aus: es ist eine sichere Festung, ein unentnehmbares Bollwerk, ein unbeflegliches Bündnis, ein unüberwindlicher Turm, ein ruhiger Hafen, eine unbezwingbare Macht, die Nahrung zieht sogar aus den Schwierigkeiten.

Noch einen Punkt bitte ich in dieser Wahrheit zu beherzigen. Wie auf dem Marsch jeder Soldat gleichen Schritt hält mit dem Nachbar, so hält auch Gott mit seiner Hilfe gleichen Schritt mit unierem Vertrauen. Wieder ist es David, der es erlarten und ausgesprochen hat. Bernimm mein Gebet aus den 32. Psalm: Laß, o Herr, deine Barmherzigkeit über uns walten nach dem Maß, wie wir auf dich vertrauen. — Das Maß des Vertrauens ist also das Maß der Gnade, das Maß der Hilfe, das Maß der Barmherzigkeit, das Maß der Seligkeit. Wer ein großes Gefäß zum Brunne mit bringt, wird viel Wasser schöpfen, und wer ein kleines mitbringt, wird wenig schöpfen: viel Vertrauen, viel Gnade, wenig Vertrauen, wenig Gnade, kein Vertrauen, keine Gnade! „Was immer ihr im Gebete bittet,“ versichert der Heiland, „glaube nur, daß ihr es erlanget, und es wird euch werden!“ — Wer aber bei seinem Gebete Zweifel hegt, der soll nach der Meinung des Apostels Jakobus ja nicht meinen, etwas vom Herrn zu erhalten!

Mehr als je ist gerade jetzt ein großes Maß von Vertrauen nötig. Der General so gut wie der geweine Mann, der Kaiser so gut wie der Bauer fühlen und merken es, daß nur in der Hilfe Gottes Heil zu finden ist für unser Vaterland im Kampf gegen die Würger und Blutjäger, Wohl dürfen wir die gute Führung,

Die Tapferkeit der Mannschaften, die reichliche Ausrüstung mit Rüstern, Proiant, Gewehren, Kanonen, Mörsern, Munition, den Todesmut und die Pflichttreue der Krieger, die Teilnahme und Opferwilligkeit des ganzen Volkes in die Wag-schale legen — aber den Ausschlag gibt das Eingreifen Gottes. Jenes Volk wird den Sieg an seine Fahne heften, daß am meisten Gottvertrauen besitzt, besonders wenn es noch gepart ist mit Gerechtigkeit und Menschlichkeit.

Der Burgpfarrer.

Aus dem Kalender der Woche.

Bild auf!

Das neue Kirchenjahr, das an diesem Sonntag, dem ersten im Advent, seinen Anfang nimmt, wird uns wieder recht oft, so wir gesund bleiben, in unser Gotteshaus führen und uns, wenn wir guten Willen mitbringen, Gottes Gnaden reichlich vermitteln. Und wenn wir aus welchem Grunde immer in einer fremden Gemeinde auf Stunden oder Tage uns aufhalten müssen, wollen wir auch dort die Kirche austreten, ganz besonders natürlich an Sonn- und Feiertagen, um unterer Christenpflicht nachzukommen; wir werden dann um so eher inne werden, wie einig unsere weitumfassende Kirche ist; denn im himmelanstrebenden Dome der Hauptstadt, in dem wir verweilen, werden wir dasselbe Opfer, dieselbe Lehre, dieselben Sakramente finden, wie in unserem kleinen, bescheidenen Dorfkirchen.

Und wer geküßten Auges eine fremde Kirche beruht, dem erzählt sie so manches beim Verhauen, ohne daß ein launiger Führer mit Erläuterungen zur Hand sein müßte.

Du läßt schon die Bauart der Kirche, der Stil der Mäure, die Art der Deckenwölbung mit ziemlicher Sicherheit auf die Erbauung, ja selbst auf die Person des Baumeisters und der mitwirkenden Künstler schließen. Die Wappen an der Fassade geben einen gedrängten geschichtlichen Ueberblick, welche adeliche Geschlechter im Laufe der Jahrhunderte das Gut, auf dem die Kirche steht, im Besitz gehabt.

Siehe die heiligen Ignatius und Franziskus Xaverius auf dem Hochaltar, so ist die Kirche wohl fast immer von den Jesuiten einst erbaut worden, wenn auch gegenwärtig keine Niederlassung der Ordens mehr im Orte besteht.

So kann man auch überzeugt sein, daß in einer Gemeinde, deren Gotteshaus gleichzeitig die Bilder oder Statuen von St. Protob und St. Barbara aufweist, der Bergbau betrieben wurde oder noch betrieben wird. Denn die beiden Heiligen sind die Patronen der Bergleute.

Heute sei an dieser Stelle nur der hl. Barbara gedacht, deren Fest am 4. Dezember gefeiert wird. Die Heilige gilt als Patronin der Sterbenden, wie das Gebetbuch beweist, das in vielen christlichen Familien einen Teil des gemeinsam verrichteten Abendgottes bildet:

Heilige Barbara, du edle Braut,
 Dem Tod und Leben sei dir vertraut
 Sowohl im Leben als im Tod
 Komm mir zu Hil' in der letzten Not!
 Hil', daß ich vor meinem End'
 Empfang' das heiligste Sakrament!
 Kom' lieben Gott mir das erwerb',
 Das ich in schwerer Gnade sterb'! Amen."

Die Patronin der Sterbenden also haben die Bergleute in ihrer himmlischen Schutzrou erwählt und nicht mit Unrecht. Denn mehr als andere Sterbliche sind die in den dunklen Tiefen der Erde schüttenen Bergknappen in der Ausübung ihres Berufs ständig dem Tode nahe. Keine von denen, die da zu ihrer "Schicht", wie die Arbeitszeit genannt wird, einziehen, kann mit Bestimmtheit sagen, er werde das leuchtende Tagesgestirn, dessen sonnige Strahlen ihn toeben noch beschienen, wiedersehen. Wenn Verdorben über Verdorben lauert in den finsternen Gängen der Erde, stürzendes Gestein, schlagende Wellen, einbrechende Wasserfluten können in einem Augenblicke Hunderten von Bergleuten den Tod bringen.

Wo Bergbau betrieben wird, da erzählen die Leichensteine des Friedhofs von ungezählten derartigen Unglücksfällen. So las der Kalender-schreiber auf einem schlichten, von einer ihres Ernährers beraubten Witwe errichteten Grabdenkmal folgende rührende Verse:

Ach, ohne Abschied mußten wir uns trennen,
 Du gingst gesund und froh zur letzten Schicht,
 Rein Lebwohl sprachst du mir gännen,
 Du sprachst nicht mehr der gold'nen Sonne Licht.
 Mein Glück, mein Leben warst nur du!
 Mein Wunsch:
 Laß uns vereint sein zur letzten Ruh'!"

Deshalb beten auch die Knappen gemeinschaftlich, bevor sie einziehen; sie wollen nicht ohne Vorbereitung an ihr schweres Werk gehen, das leicht ihr Leibes werden kann. Und der Ernst ihres Berufes zeigt sich selbst in der Uniform: Schwarz, ohne den geringsten bunten Anstrich, ist diese durchwegs; nur die goldenen Knöpfe, die gekrümmten Schlegel und Treppen bedecken sich leuchtend ab, ein Zug uniformierter Bergleute macht daher einen feierlichen, aber etwas schwermütigen Eindruck.

Am St. Barbara-Feste oder am Sonntage darauf ziehen die Bergknappen mit ihrer Fahne ins Gotteshaus, um ihre Schutzpatronin zu verehren; sie soll durch ihre Fürbitte Gefahren von ihren Schutzbesohlenen abwenden oder ihnen wenigstens, wenn der Beruf das Opfer fordern sollte, eine glückliche Sterbestunde erschieben. „Glück auf!“ rufen sie bei der Einjahrt einander zu: St. Barbara nun soll durch ihre Macht auch ihre letzte Fahrt — das Sterben, mag dieses nun auf oder unter der Erde geschehen — zu einer glücklichen gestalten! „Glück auf!“

Zwei Tote des Weltkrieges.

Der erste ist der Materialismus, allerdings nicht in dem Sinne, als ob jetzt und später die unheilvollen materialistischen Strömungen aus der Menschheit für immer verbannt wären. Nur völlige Unkenntnis der Menschennatur, die immer wieder mit blinder Gier nach Gold und materiellem Befüge jagt, könnte so etwas erwarten oder behaupten. Aber der Materialismus hat sich jetzt deutlich vor allen Augen als eine Macht des Todes und des Niedergangs ausgewiesen, als eine Macht, die den Köllern in diesen dunklen Stunden nichts sagen und nichts raten kann, die sie deshalb gleichsam mit elementarer Gewalt in ihrer höchsten Not von sich gestoßen haben. Und ein Idealismus ist aufgestanden bei allen Nationen, wie man ihn schon unmöglich gehalten hatte, ein Idealismus, der wie eine lebendige warme Blutwelle den Organismus der Menschheit durchflutet, der wie das Morgenrot einer besseren, schöneren Zukunft erscheint.

Und mit dem Materialismus ist auch sein värtlicher Bruder, der Indifferentismus, d. h. die Gleichgültigkeit gegen alles Höhere, Geistliche und Religiöse tödlich verwundet worden. Jene stoßende Wursthigkeit, die sich in immer weiteren Kreisen breit gemacht hat, die namentlich die Jugend in ihren Bann zu schlagen drohte. Jene Nassetheit, die von den großen und heiligen Ballungen der Menschenseele keine Ahnung hatte, sie es nur noch zu einem überlegenen Achselzucken, zu einem spöttischen Naserämpfen brachte und in Sport und ausschweifenden Züfeln ihre ganze Weisheit erschöpfte.

Wie ein gewaltiger Gewittersturm ist das archidbare Weltereignis des Krieges in diese absterbende Gesellschaft hineingebrochen. Und siehe, die alten Hölse sind wie mit einem Zauberhiebe verwunden. Eine neue, operenislumme, süße Hölse beaufserte, das armeleige Leben läßt hinwegwerfende Generation ist auf den Plan getreten haben und dräben. Es ist wieder eine Freude, im Mensch zu sein, der wieder ideal gewordenen Menschheit anzugehört.

Zurück zu Gott.

Der gefeierte französische Schriftsteller und Dichter Savredan, dessen Feder bisher für jeden Gottesglauben, für jede religiöse Bestimmung, gleich-

viel weiser Konfession, nur beßenden Sport und ägenden Hohn hatte, mahnt jetzt in einem öffentlichen Bekenntnisse sein Volk zu diesem Glauben, als dem einzig rettenden, festen Grunde, zurückzukehren. Auch die Radikalen und selbst radikalsten Blätter Frankreichs drucken dieses Bekenntnis achtungsvoll ab. Es ist ein Zeitdokument und lautet:

„Ich lachte des Glaubens und hielt mich für — weise. Da ward ich dieses Lachens nicht mehr froh, denn ich sah Frankreich bluten und weinen. Ich stand an dem Weg und sah die Soldaten. Sie gingen so fröhlich hinaus in den Tod. Ich fragte: „Was stimmt Euch so rubig?“ Und sie begannen zu beten: „Ich glaube an Gott.“

Ich zählte die Opfer unseres Volkes und sah, wie die Leute sie betend auf sich nahmen. Da ward mir, es sei doch etwas Trostvolles, ein ewiges Vaterland zu kennen, das in Liebe leuchtet, wenn das irdische in Däß erglüht. Aber diese Kenntnis ist Wissenschaft, Wissenschaft der Kinder. Und ich bin kein Kind mehr. Das ist meine Armut und sie macht mich frieren. Verzweifeln muß eine Nation, die Frankreichs Schmerz fühlt, verzweifeln, wenn sie nicht glaubt, daß der Schmerz der Erde Sonne des Himmels wird. Hoffen, wo alles sinkt, wer kann's ohne Glaube? Ist die tägliche Arbeit nicht Qual, alles Gute nicht Unfinn, wenn man nicht glaubt?

Ich stehe an Frankreichs blutigen Strömen, ich sehe die heiligen Wasser der Tränen. Ich verzweifelte. Aber das alte Weib aus der Bretagne, deren Sohn verblutet sind, deren Augen sich blind weinten, es betet sein „Ave Maria“ vor der schwerdurchstochenen Madonna und lächelt ergeben. Wie schäme ich mich vor diesem Weibe!

Wie fürchtbar und brennend sind die Wunden eines Volkes, in die nicht ein Tropfen vom Blute jenes Wunderbaren fließt als heilender Balsam, jenes Wunderbaren, ach, ich darf ihn nicht nennen, er war so gut und ich so böse. Was würde aus Frankreich, wenn seine Kinder nicht glaubten, seine Frauen nicht beteten! Die Artillerie des Gottvertrauens wird siegen in diesem Kriege. Frankreichs Vergangenheit ist groß. Ein Frankreich war es, das glaubte. Frankreichs Gegenwart ist Trausal. Ein Frankreich fühlt es, das nicht mehr glauben konnte. Wird seine Zukunft besser werden? An Gottes Hand, nur an Gottes Hand!

O, ein Feld von Toten deckt das Feld. Wie schwer ist's aus diesem Nationalfriedhof, noch Arbeit zu sein. Ich kann es nicht, ich kann es nicht! Ich habe mich betrogen und Euch, die Ihr meine Bücher laset und meine Lieder sanget. Es war ein Irrewahn, ein Traumel, ein wüster Traum. Ich sehe den Tod und rufe dem Leben. Die Hände mit den Waffen schaffen den Tod. Die gefalteten Hände wirken das Leben.

Frankreich, Frankreich, lehre wieder zum Glauben deiner schönsten Tage! Gott verlassen heißt verloren sein. Ich weiß nicht, ob ich morgen noch lebe.

Aber ich muß es meinen Freunden sagen: Savredan wagt nicht, als Atheist zu sterben. Nicht die Hölle macht mir bang, aber der Gedanke drückt, es lebt ein Gott und du stehst ihm ferne. Hoch juble meine Seele, da ich diese Stunde erfahren durfte, wo ich knieend sagen durfte, wo ich knieend sagen kann: „Ich glaube, ich glaube an Gott, ich glaube!“ Das Wort ist der Menschheit Morgenlied. Wer es nicht kennt, für den wird's Nacht!

Frankreichs Blätter drucken dieses Bekenntnis ab, doch die Regierung bleibe kulturkämpferisch nach wie vor. Ja, für Frankreich wird's Nacht! —

Der Krieg und die Geistlichen.

Wie wir in der vorigen Nummer (Seite 189) mitteilten, hat auch der Kaiser sich unter Ablehnung einer Petition rheinischer Generalsuperintendenten gegen den Wassendienst der protestantischen Pfarrer ausgesprochen. Auch sonst fehlt es nicht an Stimmen, die als ersten und wichtigsten Dienst der evangelischen Pfarrer im Krieg die Seelsorge bezeichnen. Professor Kade in Warburg rief in seiner „Christlichen Welt“ den Stürmern zu: „Der rechte Pfarrer hat jetzt genug Arbeit in seiner Gemeinde.“ Ein Rheinpfälzer protestantischer Pfarrer schreibt in einer Zeitschrift: „Wenn wir jetzt abkömmlich sind, dann haben die Gemeinden ein Recht, zu sagen: „Denn brauchen wir überhaupt keinen Pfarrer. Als ich in den ersten Tagen in die nahe Stadt fuhr, ließ es im Dorfe: Der Pfarrer geht jetzt auch fort, da haben wir gar niemand mehr. Wiederholt habe ich, daß selbst wurde: Wenn nur der Pfarrer nicht fort muß, da wäre es gar nicht mehr heimlich.“

Wie schon und treffend verifizieren gerade diese Worte aus protestantischem Volksmund auch das Dabeinbleiben der katholischen Geistlichen! Ohne Priester, Gottesdienst und Predigt würde sich unser katholisches Volk jetzt todunglücklich fühlen. Die alien Eltern, die verlassen Frauen, die Angehörigen der Gefallenen brauchen Trost, geistliche und zeitliche Hilfe. In keiner Zeit ist der Priester mehr der Boten der Gemeinde, als in dieser Kriegsnot.

Vergessen wir nicht: Der Mut, das Vertrauen, die Begeisterung der Heimat ist unsern kämpfenden Heere zum Siege so nötig wie die Munition. Auf nachsichtbaren Wellen flutet die Stimmung der Heimat hinaus ins Feld; besonders durch die Bräse wirkt sie aufs Herz des einzelnen Soldaten. Niedergeschlagenheit dabei würde sofort lähmend auf den Arm unserer Vaterlandskämpfer wirken.

Indem der Pfarrer durch die Kraft des Glaubens die Gemüter der Zurückgebliebenen stark erhält, trägt er mehr zum Siege der Waffen bei, als wenn er selbst in Reih und Glied mit den Kämpfenden stände.

Nach der Schlacht.

(Nachdruck verboten.)

(Schluß)

Eine Zeitlang sah er nichts wie Tote vor sich. Mit Schmerz und tiefer Behmut streifte das Auge des Priesters die Gefallenen, deren Antlitz meist furchtbare Verzerrungen aufwies.

Endlich vernahm er dicht vor sich wieder ein leises Stöhnen und Seufzen; vor ihm wand sich, auf der Seite liegend und das Antlitz gegen den Boden gelehrt, ein blutjunger bayerischer Einjähriger in seinen Schmerzen. Die Hände hatte derselbe wie zum Gebete gefaltet, das Mundstücker schüttelte ab und zu seinen schlanken Körper, wie einen jungen Baum der Sturmwind. Er blutete aus mehreren Wunden zugleich, rings um ihn her war die Erde rot besenket.

Der bedarf meiner wohl,“ lispelte der Feldgeistliche und sah in aufrichtigem Mitleid auf den Verwundeten nieder. Dann sagte er mild die Hand desselben an und rief ihm ein herzliches „Grüß Gott!“ zu.

Bangsam erhob der Verwundete das Haupt. Die totenbleichen Züge erhellten sich ihm ein wenig, aus den großen, treublauen Augen sprach unverhohlene Freude, als er seine bebende Stimme zu den Worten erhob:

„Grüß Sie Gott auch!“

Ein Seufzer der Erleichterung hob seine Brust, und er machte eine Bewegung, als ob er sich erheben wolle. Der Priester warf sich blitzschnell neben dem jungen Mann und leistete ihm rasch Hilfe; er schob ihm einen in der Nähe liegenden Tornister unter den Rücken und brachte ihn so in eine Art sitzende Stellung.

„Dank, vielen Dank!“ murmelte der Soldat. „Ich bin glücklich, daß Sie da sind. Ich wußte zwar sicher, daß Sie kamen, aber die Zeit bis zu Ihrer Ankunft wurde mir doch zu lang.“

„Sie wußten sicher, daß ich kam?“

„Ja, Sie oder ein anderer Priester.“

Die Worte des Verwundeten klangen so bestimmt, daß der Feldgeistliche ihn verwundert anschaute.

„Wenn aber zufällig keiner von uns in Ihre Nähe gekommen wäre, wenn wir alle anderweitig vollauf beschäftigt gewesen wären?“ forschte er.

„Das war unmöglich!“

„Ganz und gar nicht. Der Fall hätte sogar leicht eintreten können. Wie mancher Verwundete muß sich nach den letzten Tröstungen seiner Religion sehnen, da zufällig oder aus Mangel an genügenden Feldseelsorgeträgern kein Priester in seine Nähe kommt.“

„Das konnte bei mir nicht vorkommen. Wollen Sie wissen, warum?“

„Wenn es Sie nicht zu sehr anstrengt, und mich nicht zu lange aufhält, mit Vergnügen.“

„Ein paar Worte werden es tun. Hören Sie!“

Der Verwundete brachte sich in eine etwas bequemere Lage und flüsterte dem Geistlichen, der sein Ohr ganz nahe an den Mund desselben rüdte, folgenden zu: „Meine liebe Mutter ist eine gar fromme Frau. Von frühester Jugend auf, als ich eben lallend zu sprechen anfing, wußte ich in ihrem Auftrag tagtäglich das Strohgebete: „Jesus, Maria, Joseph, stehet mir bei in meiner letzten Todesstunde!“ beten. Ich unterließ dasselbe nie, und selbst an Tagen, an denen ich sehr beschäftigt war, nahm ich mir Zeit dazu.“

Der Verwundete schwing einen Augenblick, erschöpft sank sein Haupt auf die Brust nieder.

Voller Mitleid und Interesse rüdte der Feldgeistliche ganz nahe an seine Seite, lehnte den Oberkörper desselben weich an die eigene Brust und sagte:

„Ruhen Sie sich nur aus und strengen Sie sich ja nicht zu sehr an!“

„Wie's mich dünst!“ lispelt der Arme an der Brust des Priesters.

„Schwester, schnell die Feldflasche her!“ rief der Seelsorger der Nonne zu, die in seiner Nähe um einen anderen Verwundeten beschäftigt war, „unser junger Held verstimmt vor Durst!“

Eilfertig folgte die gute Ordensfrau diesem Rufe. Sie kniete ebenfalls neben dem jungen Bayern nieder und hielt ihm eine Flasche köstlichen Solapeters an die fieberglühenden Lippen.

Der Einjährige tat einen langen Schluck und spendete der Geberin desselben einen dankbaren Blick.

Als diese ihm hierauf auch noch das Haupt und Gesicht mit frischem Wasser etwas gekühlt hatte, fuhr er mit schwacher Stimme fort:

„Run das Ende meines Bekenntnisses, Hochwürden. Das genannte Strohgebete verlich mir immer eine gewisse Seelenruhe und raubte mir fast alle Furcht vor dem Tode. Denn, hatte mir mein Mütterlein des öfteren gesagt, betest Du diese Worte Tag für Tag, so wird Dein Gebet sicherlich nicht ohne Erhörnung bleiben. Die heilige Familie kann mich dann niemals eines unbußfertigen, unvorbereiteten Todes sterben lassen.“

„Und deshalb waren Sie also auch heute fest überzeugt davon, daß Sie noch die Hilfe eines Priesters haben würden?“ fragte der Geistliche gerührt.

„Ja, Herr Pfarrer!“

„Ich beglückwünsche Sie zu Ihrem herrlichen Gottvertrauen, das Sie auch nicht getäuscht hat und auch nicht täuschen konnte.“

Mit hinreichender Frömmigkeit beachtete und kommunizierte nunmehr der Schwerverwundete die Gottinnigkeit desselben prekte dem Geistlichen die hellen Tränen ins Auge.

Als die hl. Zeremonien beendet waren, leuchtete das Gesicht des jungen Mannes förmlich auf.

„Nun bin ich froh und frei“, stammelte er abgebrochen, „und bereit zu — der — großen Reise — in die — Ewigkeit!“

Er sank vorwärts, der Erde zu. Liebreich hob ihn der Priester noch einmal empor und strich ihm mit seiner weichen, lebenswarmen Hand über die schon kalt werdende, todeschweißseuchte Stirn.

„Grüßen Sie mein Mütterlein“, hauchte der Sterbende, „sie wohnt in Würzburg und heißt R. R.“

Der Geistliche versprach ihm die Erfüllung dieses Wunsches.

„Jesus, Maria und Joseph, stehet mir — bei — jetzt in meiner — Todesstunde.“

Ein Schauer rieselte bei diesem Gebete dem Verwundeten durch den Körper, ein kurzer abgebrochener Schrei — und der Priester hielt einen Toten in seinen Armen.

„Er steht schon vor Gott, seinem Richter“, murmelte derselbe, indem ihm zwei heiße schwere Tropfen aus den Augen fielen und den Toten benetzten. „Das Gericht wird aber ein mildes und gutes werden; denn der wackere Streiter Christi hat auf Erden einen vortrefflichen Kampf gekämpft und einen schönen Tod gehabt.“

Vind löste er das Haupt des Toten von seiner Brust ab und bettete es auf den Tornister. Dann drückte er ihm die Augen zu und machte noch das Zeichen des Kreuzes auf seiner Stirne.

Eben wollte er weiter gehen, als gerade die letzten Strahlen der scheidenden Sonne auf das Gesicht des jungen Kriegers fielen. Das Antlitz desselben war ruhig, unverzerrt und klar. Der Schimmer der Hoffnung auf das glückselige Jenseits, der um den Mund des Sterbenden gespielt hatte, war auf dem Gesichte haften geblieben. Die goldenen Lichter des Abendrotes lagen nun auf den Zügen desselben — es sah aus, als ob eine himmlische Verklärung schon hier auf Erden über ihn ausgegossen wäre.

Die gebannt hing der Geistliche an dem schönen Schauspiel. Nur mit Mühe vermochte er sich davon loszureißen, und als er dies doch endlich mußte, als ihn seine Pflicht zu anderen Verwundeten rief, öffneten sich seine Lippen fast unwillkürlich zu dem Strohgebete:

„Jesus, Maria und Joseph, stehet auch mir bei in meiner Todesstunde.“

Dier Worte.

Im fernem fremden Lande
Liegt tot ein braver Soldat;
Neben dem Topfen im Sande
Hittert im Winde ein Blatt.

Drauf gab dem Mütterlein Kunde
Der Tote im letzten Weh.
Und schrieb mit brennender Wunde
O Mutter — wir siegen — adel

Heldenhafte Nächstenliebe.

Ein erkrankende Särge aus einer Pariser Bahnhofs-halle wird von einem englischen Bericht-erstatter geschickt. In der Halle eines großen Pariser Lannhoses lagen eine Anzahl Verwundete auf Stroh und warteten, bis sie in das Lazarett abbracht wurden. Einer von ihnen stöhnte schwer. Eine Schwester wollte ihn neu verbinden, aber er wies sie zurück: „Ich bitte schleunigst um einen Beichtvater!“ „Ist ein Priester hier?“ fragte die Schwester. Ein anderer Schwerverwundeter beachtete mähfam die Schwester am Kermel. „Ich bin ein Priester,“ brachte er mit Ansbietung aller Kräfte hervor; „ich kann ihm die Absolution geben, tragt mich zu ihm.“ Die Schwester jögerte. Der Soldat hatte eine furchtbare Wunde von einer Granate und die letzte Bewegung konnte seinen Tod herbeiführen. Aber dringlicher sprach zu ihr die schwache Stimme: „Sie kennen den Wert einer aereitielen Seele. Was bedeutet eine Stunde Leben mehr verulichen damit?“ Und der Priester-Soldat versuchte sich selbst aufzurichten; aber er konnte es nicht, und so trug man ihn an die Erde des Gefährten, dem er die Rechte abnahm. Als er ihm dann die Absolution erteilte, war er zu schwach, das Zeichen des Kreuzes zu machen; die Schwester half ihm den Arm heben. Dann fielen beide zurück, der Beichtvater und sein Beichtkünd. Hand n Hand starben sie.

Der Krieg als Erzieher.

Ein Reservist ist im Felde verwundet worden und kommt in die Heimat, um sich auskurieren. In einer Wirtschaft trifft er alte Freunde. Die Unterhaltung dreht sich um den Krieg, Kriegserlebnisse werden erzählt und dann, wie es so geht, verläuft sich das Geplauder und verhandet. Die Freunde lieben das Gebiet zwei- und eindeutiger Wize. Da, auf einmal wird unser Krieger ernst. Kameraden, das habe ich früher mitgemacht, jetzt ist Schluß. Das mag euch merkwürdig vorkommen. Aber ach! ihr, wenn man so im Kugelregen steht, jeden Augenblick den Rest bekommen kann und dann mit einer Schramme davon kommt, dann wird man anders. Das könnt ihr mir glauben. Ich mag nicht mehr. Richtet euch danach, sonst sind wir geschiedene Leute. Er sprach es laut, daß es alle Gäste in der Wirtschaft hören konnten. Im Gewühl der Schlacht ist er ein Mann geworden.

Mahnung.

Schau hin:
Im nächtlichen Dämmerlichte,
Ueber blutgetränkte Felder
Wandeln still sie vorbei
Unendliche Reihen stummer Toter,
Wo sie kämpfend gefallen
Für unser Vaterland.
Und was gibst du?

Schone hin,
Wo sie liegen
Mit schwerverzerrtem Antlitz
Und zer schlagenen Gliedern,
Düsterdorn, lebend
Für unser Vaterland.
Und was gibst du?

Schau hin
Wo sie stehen und kämpfen.
Ein Wall von lebendigen Weibern
Gegen den Aufsturm der Feinde,
Parabern und melovertigen Wöllern,
Einlegend Gut und Blut
Für unser Vaterland.
Und was gibst du?

Die heilige Familie,

das Vorbild der christlichen Familie.

Neue Frauenaufgaben auf dem Gebiete der Mode

Mit dem Kampf gegen die französische Mode scheint es doch ernst werden zu sollen. Eine große Anzahl von Damen war dieser Tage in München versammelt. Die Einberuferin, Frau Gräfin Arco Zinnenberg, hob die hohe Bedeutung der Mode für unser Schönheitsempfinden, für unsere Sittlichkeit und für unseren Geldmarkt hervor, und betonte den Einfluß, den die Frau auf die Bildung der Mode haben kann. Die darauf folgende Besprechung beleuchtete die Frage der Mode vom volkswirtschaftlichen, ästhetischen und kulturellen Standpunkt. Ihre Entwicklung in der Vergangenheit, die stets mit politischen Ereignissen zusammenfiel, beweist, daß am Wendepunkt einer neuen Zeit auch für uns eine neue Strömung auf dem Gebiete der Mode kommen wird. Die Richtung derselben bedeutet die Befreiung von französischer Bevormundung; das Ziel wird die Entwicklung einer unserem Wesen und unseren Sitten angepaßten Mode sein, für die unser Vaterland alle technischen und künstlerischen Voraussetzungen bietet. In einem einstimmig angenommenen Auftruf wurden nach anregendster Diskussion folgende Hauptgesichtspunkte zusammengefaßt:

In den verschiedensten Kreisen der Frauenschaft wird heute über Mode nachgedacht, trotz der ernsten, schweren Zeit; aber nicht aus eitlem Freude, sondern mit dem starken, festen Willen, jetzt die völlige Abhängigkeit vom feindlichen Ausland zu lösen.

Deutschlands Frauen wollen nicht länger die eigenen Erzeugnisse ihres Vaterlandes erst dann schon finden, wenn sie über Frankreich und England zurückkommen, sondern sie wollen ihnen selbst den Stempel der Volkstüchtigkeit ausdrücken. Sie haben das feste Vertrauen, daß ihr Vaterland so viel Können, so viel herrliches Material, so viel schöpferische Elemente, so viel künstlerisches Empfinden, so viel gebildeten Geschmack besitzt, daß sie all diesen schlummernden Reichtum nur zu weiden brauchen, um Selbständiges auf dem Gebiete der Frauenkleidung zu schaffen. Es gilt jetzt nicht, eine deutsche Tracht zu schaffen, die in ihrer Einseitigkeit eine Sonderstellung beanspruchen würde, sondern die neuen Bestrebungen gehen dahin, durch unsere berufensten Fachleute im Verein mit unseren erlesenen gekleideten Frauen und unserer Künstlerwelt Mittel und Wege zu finden, um eine Mode zu schaffen, die den ganzen Schönheitsinn für Stoffe und Linien umfaßt und jeder deutschen Frau die Wahl läßt, sich nach Mitteln, Geschmack und Eigenart zu kleiden, aber aus eigener Kraft, entfernt von den bizarren weltlichen Unmöglichkeiten der letzten Jahre, die in den weitesten Volkskreisen bedauerliche Nachahmung gefunden.

Darum gilt es, neue Vorbilder zu schaffen, die gleichzeitig unserer heimischen Industrie und unserem aufblühenden Handwert reiche Erwerbquellen erschließen, eine Stärkung unserer wirtschaftlichen Macht herbeiführen und die kulturelle Bedeutung des deutschen Gedankens auch auf diesem Gebiete beweisen.

Dieses Ziel anzustreben, kann nicht länger der Wunsch einzelner Frauenteile allein bleiben, er ist in diesen Tagen des Kampfes um die Weltstellung Deutschlands für jede Frau nationale Pflicht. — Hoffentlich solat dieser Resolution bald eine wirklich befreiende Tat!

Haltet sie in Ehren!

Es kommen jetzt dem Botenschreiber viele Soldatenbriefe zu. Wenn man da erfährt, welch furchtbare Strapazen, wie viel Hunger, Durst, Kälte, Wundschmerzen, Schlaflosigkeit, Verlassenheit, Heimweh und dergleichen unsere lieben, braven Angehörigen im Felde ertragen, blutet einem förmlich das Herz und man kann dabei die Tränen nicht zurückhalten. Und mit welcher Hingebung, mit welcher grundtiefen Liebe hängen die Soldaten an ihrer Heimat, an ihrer Familie! Es ist mehr als rührend, wie zärtlich und weich sie oft an ihre Eltern, an ihre Frauen und Kinder schreiben. Immer wieder beteuern sie, daß sie gern alle Opfer bringen, wenn dadurch nur das Vaterland und die Lieben daheim gesichert werden. Wenn diese Männer zurückkom-

men, sind sie wert in Gold gefaßt zu werden, sie sind Ehrenmänner ihr Leben lang.

Was Heldensinn, Edelmut und Opferwilligkeit anlangt, stehen sie unseren alten Freiheitskämpfern vor 100 Jahren wahrlich nicht nach und in späteren Jahrzehnten wird man ihnen Denkmäler setzen und sie als Helden feiern. Aber wir dürfen diese Ehrenpflicht nicht ganz unseren Nachkommen überlassen, wir selbst müssen zeigen, daß wir die Verdienste unserer Helden zu schätzen wissen. Wie furchtbar sieht es in jenen Länderstrichen aus, wo der Krieg haust, wo die Schrecken toben! Täglich kann man in den Zeitungen lesen, wie gräßlich Jammer, Elend und Not, Verwüstung, Schrecken und Tod dort umgehen. Wenn von uns der Krieg weitab ist, wenn wir ruhig, sicher und einigermaßen bequem in der schönen Heimat leben können, so haben wir das nur dem Heldentum und der Tapferkeit unserer Soldaten zu verdanken. Sie schirmen unser Hab und Gut, sie behüten unser Land vor Sklaverei und trüder Fremdherrschaft, sie bewahren unsere Häuser und Kirchen vor Zerstörung, unsere Religion vor Verfolgung, unser Familien vor Entehrung, vor Not und Tod. Darum sind wir ihnen auch zum größten Dank verpflichtet und eine dankbare Besinnung gegen sie muß sich allwärts zeigen. So oft ich einem zurückgekehrten verwundeten oder kranken Soldaten begegne, ist es mir immer, als müßte ich ihm warm die Hand drücken und ihm meine tiefste Ehrfurcht zu erkennen geben. Lassen wir unsere Helden fühlen, durch Wort und Tat, daß wir sie hoch in Ehren halten, daß wir die größte Bewunderung für sie hegen. Das tut ihnen wohl und sie verdienen es. . . . Aber auch den Familien der Tapferen müssen wir unsere Anerkennung zuwenden.

Wenn aus einem Hause ein Priester hervorgeht, so kommt dadurch die ganze Familie in Achtung und Ansehen. Ehre gebührt jetzt auch einer Familie (samt allen Angehörigen), aus welcher ein tapferer Held oder gar ein Märtyrer für Gott, Kaiser und Vaterland hervorgegangen ist — denn diejenigen, welche im Felde an ihren Wunden oder an Krankheit sterben, sind Heilige, davon bin ich vollkommen überzeugt. — Pezugen wir also den Eltern, Geschwistern, Gattinnen, Verwandten der braven, tapferen Krieger unsere Hochachtung, Ehrfurcht und Bewunderung. Das ist ihnen gewiß ein linder Trost in all den Kummernissen und Sorgen — und sie verdienen die Ehre, sie verdienen unseren Dank. . . . Tun wir in dieser schweren Zeit niemand wehe durch Gleichgültigkeit oder lärmendes lustiges Wesen, trauern wir mit den Trauernden, freuen wir uns mit den Ruhmgekrönten, leiden wir mit den Schmerz erfüllten.

Der Krieg hat eine große Zeit, eine Heldenzeit geschaffen. Je größer und heldenhafter er die Herzen gestaltet, in Edelmut, Zartinn und Liebe, desto kürzer wird der Kampf, desto gewisser der Sieg, desto schöner der Friede.

Tausendfältiger Gruß allen Soldaten im Felde, und deren Angehörigen zu Hause!

Ein altchristlicher Trostbrief.

Geschrieben vom Basilus dem Großen (331—379) an Nestorius beim Tode von dessen einzigen Sohn.

„Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen: wie es dem Herrn gefiel, so geschah's.“

Dieser Spruch oder vielmehr der hohe Sinn dieses Spruchs werde auch der andere: dann wird uns der gerechte Richter mit gleichem Lohne vergelten, was wir mit gleichem Mute leiden. Im Grunde haben wir den Sohn nicht verloren, sondern nur dem wieder zurückgegeben, der ihn uns auf eine Zeit als Lehngut anvertraut hatte. Er selbst hat sein Leben nicht eingebüßt, sondern nur das schlechtere an ein besseres vertauscht. Auch deckt die Erde unsern Geliebten nicht, der Himmel hat ihn zu sich genommen. Und wir dürfen nur noch eine kurze Weile zuwarten, so sind wir wieder bei ihm. Die Zeit der Trennung ist nicht mehr lange und unser Leben nichts als eine Ballstucht zu einer gemeinsamen Herberge. Wir Lebende sind alle auf dem Wege dahin, und der Unterschied ist nur der: dieser ist schon angekommen, jener klopft wirklich am Tore, ein anderer erst ihm nach, um bald einzutreffen. Ein Ziel nimmt uns alle in seine Arme. Mag doch der Geliebte immerhin seine Bahn schneller vollendet haben: wir wandeln alle auf derselben Bahn und

eine Herberge wartet unser aller. Nur das sei unser Streben: ihm an Unschuld und Reinheit gleich zu werden, damit wir als Kinder in Christo ohne Trug und Falsch in dieselbe Ruhestätte aufgenommen werden.

Augenblicks-Bilder.

Ein kleines Häuschen in der Vorstadt mit einem Gärtchen, eine traute warme Häuslichkeit. Die Mutter geht eben langsam die Treppe hinauf und tritt in ein Zimmer, um die Fenster vor der beginnenden Nacht zu schließen. Zwei blütenweiße Betten stehen aufgedeckt. O, wären sie da, die hier zu schlummern pflegten! Ihre beiden Söhne. Sie sind fort im jugendlichen Drange, in stürmischer Begeisterung. Der eine noch fast zu jung fürs Heer, aber wer hätte ihn zu halten vermocht? Auch sie als starke Mutter hat ihr Feueres auf den Opferaltar gelegt und hat es ihnen nicht schwer gemacht und hat sie beide entlassen mit ihrem innigsten Segen. Wo weilen sie wohl, wo legen sie ihren müden Leib zur Ruhe? O, hätte sie ihnen das Bettlein unterlegen können, sie hätte gern gewacht in diesen nächtlichen Stunden! Hätte sie ihnen das Abendbrot im Röschchen bringen dürfen, sie hätte mit Freuden keinen Bissen berührt! Eines aber konnte sie tun — für sie beten. Und darum faltete sie still und fromm die Hände und sprach, während ihre Augen auf dem einfachen schlichten Bildchen des Schutzengels über dem Kopfende der Betten ruhte: „O du geuer, o du heiliger Schutzengel, beschütze, wie du neinst als Kinder unter deine Fittiche nimmst, meine beiden braven Juben!“

Zwei Männer, Beamte, die sich von Jugend auf kennen, begegnen sich auf dem Heimwege. „Was macht der Junge?“ fragt der eine. „Ich nahm heute mittag von ihm Abschied,“ lautet die Antwort. „Also trotz seiner sehr frühen Jahre schon fort in den Kampf, der Einzige, fort von Vater und Mutter — armer Vater!“ „Nicht doch,“ entgegnete der letztere, „lag uns danken, daß wir einen haben, der für die Alten und in ihrem Namen streitet; welche Schuldner wären wir sonst dem Vaterlande und den anderen Vätern gegenüber!“ Und der andere, der kinderlos ist, lächelt, wie arm er ist und in wehmütvoller Teilnahme reicht er dem Freunde die Hand.

Am Grabe unserer Helden.

Ein stiller Hügel und ein Kreuz aus Holz, Darauf geschrieben steht: „Hier ruhen deutsche Krieger“.

Die Sonne schmückt mit wehmütvollem Stolz Mit goldnem Strahl das Grab der toten Sieger.

Und lieblich glänzt im letzten Sonnenlicht Von treuer Freundeshand um's Kreuzlein fest gemunden.

Ein Rosenkranz aus Perlen, braun und schlicht, Den man in eines Toten Hand gefunden;

Ein sorgend Mütterlein gewiß ihn gab Dem Sohn mit in den Kampf —, er war ihm süße Bürde —

Und ahnte nicht, daß ach des Kindes Grab Dies treue Kleinod einmal schmücken würde.

Du kleines Kreuz, umspielt von Sonnenglanz, Du wirft der Krieger Ruhm der ganzen Welt einfließen.

Du kleines Kreuz, du kleiner Rosenkranz, O haltet Wacht am Grabe unsrer Helden;

Und ihr — schlaft wohl, wenn auch der Heimat fern, Ihr süßen Schläfer, in der fremden Erde, Ein süßes Mutterherz ja fleht zum Herrn, Daß eure Heimat nun der Himmel werde.

Splitter.

Berschämte Armut ist noch reich in ihrem Stolz.

Wer ehrlich kämpft ist immer ein Held, auch wenn er geschlagen wird.

Wer sein Stübchen nicht liebt, hat auch kein Herz für die Welt.